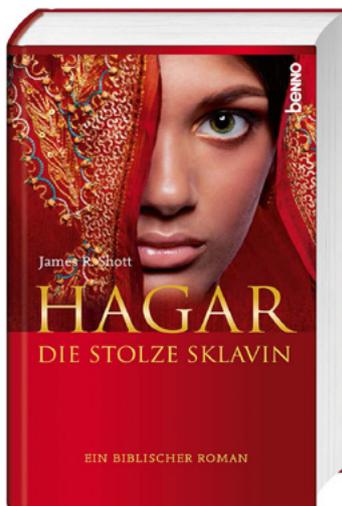


Leseprobe



James R. Shott

Hagar, die stolze Sklavin

Ein biblischer Roman

ca. 224 Seiten, 12,5 × 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746249810

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

©St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2017

James R. Shott

HAGAR

DIE STOLZE SKLAVIN

EIN BIBLISCHER ROMAN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originaltitel: James R. Shott, Hagar. © 1992 James R. Shott, erschienen
bei Herald Press, © der deutschen Ausgabe 1996 Brunnen Verlag GmbH,
www.brunnen-verlag.de Übersetzung: Lilli Schmidt, Lektorat: Brigitte
Selchert.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem
Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4981-0

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Covergestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Covermotiv: ©Maryna Nazina/Shutterstock
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsel (A)

benno

*S*a nahm Sarai, Abrams Frau,
ihre ägyptische Magd Hagar
und gab sie Abram, ihrem Mann, zur Frau.
Und er ging zu Hagar, die ward schwanger.
Als sie nun sah, dass sie schwanger war,
achtete sie ihre Herrin gering.

1. MOSE 16,3.4



Es ist noch früh am Morgen. Die Sonne steigt am Horizont auf, und bald wird der Sklavenmarkt in Haran zum Leben erwachen. Es wird nicht lange dauern, und die besten Sklaven werden verkauft sein. Dann – gegen Mittag – werden nur noch die übrig bleiben, die irgendwelche Mängel haben, und solche, die erkennen lassen, dass sie gegen ihr Schicksal aufbegehren.

In einem Unterstand im Zentrum des Marktes steht ein Kind, das verkauft werden soll. Nackt und hilflos steht es da. Das hübsche ovale Gesicht, die lockigen schwarzen Haare und die zarte goldbraune Haut lassen schon heute erahnen, dass es einmal zu einer Schönheit erblühen wird. Voller Unruhe wartet der Besitzer darauf, endlich einen Käufer für seine Sklavin zu finden.

Die Blicke des Mädchens huschen verängstigt hin und her. Dort drüben bahnt sich gerade ein Sklavenhändler aus Ägypten seinen Weg durch das Menschengewühl. Er kauft Sklaven, um sie dann in einer anderen Stadt weiterzuverkaufen. In seiner Begleitung sind ein Gehilfe und sieben finster aussehende Männer, die Stangen tragen. Von Stand zu Stand gehen sie, und schon bald ist die Zahl der Sklaven, die in Ketten gelegt von ihnen mitgezerrt werden, auf zwanzig angewachsen. Ängstlich beobachtet das Mädchen, wie der Händler jetzt an einen Stand tritt, an dem ein athletischer, kräftig gebauter

Mann angeboten wird. Auch er nackt. Sein muskulöser Körper lässt einen guten Arbeiter erahnen. So wie er da steht – aufrecht und mit geradem Rücken –, ist zu vermuten, dass er frei gewesen ist und zur Sklaverei gezwungen wurde, weil er vielleicht seine Schulden nicht bezahlen konnte. Hinter ihm stehen zwei drohend dreinblickende, mit Speeren bewaffnete Männer – wahrscheinlich die, denen der Mann etwas schuldet.

Der Gehilfe des Sklavenhändlers mustert den Sklaven aufmerksam – vom Kopf bis zu den Füßen.

„Kräftige Hände“, murmelt er, „wahrscheinlich ein Bauer! Wenn wir ihn ein bisschen herausfüttern, bringt er uns in Mari oder Babylon bestimmt eine schöne Stange Geld.“

Der Sklavenhändler nickt. „Biete zwanzig Silberstücke!“

Zu seiner Überraschung nehmen die Verkäufer das Angebot sofort an. Hastig teilen sie die Münzen unter sich auf. Der Sklave wird an die anderen gekettet.

Gleich nebenan steht eine ganze Familie. Der Vater starrt voller Zorn auf den Boden. Seine harten Muskeln verraten, dass auch er sehr kräftig ist. Ganz anders die Frau. Müde und krumm der Rücken, runzlig und alt ihre Haut. Die zwei Töchter – vielleicht vierzehn, fünfzehn Jahre alt – wiegen sich verführerisch in den Hüften. Ohne jede Scham bieten sie ihre gut gebauten Körper den Blicken der Männer dar.

Der Sklavenhändler lächelt. „Ich kenne ein Bordell in Babylon“, sagt er. „Dort wird man uns doppelt so viel für diese Mädchen zahlen, wie sie uns hier kosten.“

„Lass die Finger von dem Mann“, warnt der Helfer. „Sein Rücken ist voller Narben.“

„Die Alte ist auch zu nichts nütze.“ Der Händler zieht seinen Geldbeutel hervor. „Biete dreißig Silberstücke für die Mädchen. Aber nicht mehr!“ Das Kind überläuft ein Schauer. Es hat verstanden, worüber die Ägypter gesprochen haben. Der Gehilfe des Sklavenhändlers verhandelt mit dem Eigentümer der Familie. Schließlich einigen sie sich: zwanzig Silberstücke für jede der Töchter. Der Händler übergibt das Geld, und die beiden Mädchen reihen sich ein. Dabei werfen sie den Bewachern, die sie lüstern ansehen, einladende Blicke zu. Ihre Eltern, von Leid und Gram zerbrochen, scheinen nicht mehr die Kraft aufzubringen, sich der Trennung zu widersetzen.

Jetzt steht die Gruppe vor dem Kind. Das Mädchen schreckt zurück, als die Augen der Händler ihren Körper prüfend betrachten. Sie ist an Nacktheit gewöhnt. Aber so wie diese Männer sie anstarren ...

„Dieses Bordell in Babylon“, hört sie jetzt den Sklavenhändler sagen, „würden die auch ein so junges Mädchen, ein Kind, nehmen?“

Der Helfer kann nur mit Mühe seine Aufregung verbergen.

„Nimm sie!“, flüstert er ihm zu. „Sie ist doppelt so viel wert wie die beiden anderen! Mit Sicherheit ist sie noch unberührt. Viele zahlen ein Vermögen, wenn sie sich mit einem solchen Kind vergnügen können!“

Das Mädchen zittert vor Angst. Vor vier Jahren, als sie auf dem Sklavenmarkt angeboten worden war, hatte sie von sogenannten „ewigen Jungfrauen“ gehört, die man gezwungen hatte, immer und immer wieder vorzutäuschen, dass sie noch unberührt seien. Damals war sie erst sechs Jahre alt gewesen, aber sie hatte doch begriffen, dass da etwas Schreckliches passierte. Und Angst hatte sie gehabt – entsetzliche Angst.

Der Sklavenhändler mustert sie scharf. „Frag ihren Besitzer, wie alt sie ist!“, befiehlt er.

Doch bevor der Helfer etwas sagen kann, antwortet das Kind in ägyptischer Sprache:

„Ich bin vierzehn, mein Herr.“

Erstaunt reißt der Händler seine Augen auf. „Habe ich doch recht, dass sie aus Ägypten ist“, ruft er. „Sie sieht genauso aus! Sagtest du, vierzehn?“

„Ja, mein Herr.“

Der Händler blickt auf ihre kindliche Brust, die schmalen Hüften.

„Du siehst aus wie neun.“

„Ja, mein Herr ... ihr müsst wissen ... die Krankheit ...“

„Krankheit? Welche Krankheit?“

Aber das Mädchen hält den Blick gesenkt, sagt kein Wort mehr.

„Pah!“ Der Helfer spuckt auf den Boden. „Kauf sie nicht! Du weißt nicht, was sie hat!“

Die beiden Händler wenden sich um und gehen zum nächsten Stand.

Kaum sind sie außer Sichtweite, fragt der Besitzer das Mädchen drohend: „Was hast du den beiden erzählt?“

Das Kind blickt unbeirrt zu Boden und sagt schüchtern: „Sie ... sie haben mich gefragt, wie alt ich bin. Ich habe gesagt, vierzehn.“

„Vierzehn! Aber ... du bist doch erst zehn ...!“

„Ja, mein Herr. Ich ... ich sagte ihnen, es wäre wegen der Krankheit!“

„Was für eine Krankheit?“ Zornesröte steigt dem Mann ins Gesicht. „Du hast mich um mein Geld gebracht!“, fährt er das Kind wütend an. „Warum hast du das getan?“

„Sie ... sie wollten mich in Babylon in ein Bordell stecken!“

„So ist das also!“ Der Mann lacht schallend. „Vierzehn! Die Krankheit! Schätzchen, du bist unbezahlbar! Bei allem, was mir wichtig ist ... Ich glaube, ich sollte dir erlauben, dich selbst zu verkaufen! Dann kannst du dir selbst deinen zukünftigen Herrn aussuchen!“

„Oh, ja! Bitte, Lass es mich tun!“ Ganz aufgeregt ruft es das Mädchen. „Ich werde auch einen sehr guten Preis für dich erzielen! Bitte, bitte, darf ich es versuchen?“

„Warum eigentlich nicht ... ? Lassen wir es darauf ankommen.“ Mit diesen Worten entfernt sich der Besitzer, bleibt aber nahe genug, um alles sehen und hören zu können, was passiert.

Ein dicker Mann mittleren Alters nähert sich dem Stand. In seine Augen unter den dichten schwarzen Brauen tritt ein begehrlisches Funkeln, als er das nackte Mädchen sieht. Nervös presst er seine Hände zusammen, spitzt die Lippen. Speichel rinnt in den gestutzten Bart.

„Wunderbar! Genau, was ich wollte!“, ruft er begeistert und greift nach der Brust des Mädchens. Das Kind weicht zurück.

„Na komm schon. Kleine ... Ich habe ein Recht ...“

Im nächsten Moment fühlt er sich von einer kräftigen Hand zurückgerissen. Der Herr des Kindes herrscht ihn an:

„Lass deine dreckigen Pfoten von dem Kind! Wer gibt dir das Recht, sie anzufassen?“

Ungläubig reißt der Käufer die Augen auf, tritt einen Schritt zurück. „Aber sie ist doch nur eine Sklavin!“, protestiert er aufgebracht. „Es ist doch mein Recht ... Na gut ... Was soll sie kosten?“

„Sechzig Silberstücke.“

„Wie bitte? Ist sie aus purem Gold? Zwanzig Silberstücke und kein Stück mehr!“

„Sechzig! Mein letztes Wort!“

Der dicke Mann schüttelt den Kopf. „Dafür kriege ich woanders drei von ihrer Sorte.“

„Dann hol sie dir!“, fertigt ihn der Besitzer ab.

Der Käufer dreht sich um und schlurft hinaus.

„Danke, mein Herr“, murmelte das Mädchen.

Der betrachtet stirnrunzelnd seine junge Sklavin und schüttelt

den Kopf. „Ich hätte nie gedacht ... Willst du dich immer noch selbst verkaufen?“

„Ja, mein Herr. Aber bitte, bleib in meiner Nähe!“

Eine Frau von erlesener Schönheit nähert sich dem Stand. Hohe Wangenknochen betonen das ausdrucksvolle Gesicht mit den schön geschwungenen, dunklen Augenbrauen und den zartrot gefärbten Lippen. Der Mode vornehmer Babylonierinnen entsprechend umschließt ihren Kopf ein kostbares Stirnband. Sie trägt ein langes Gewand aus zartblauem Leinen, am Saum mit einer Goldspitze eingefasst. Um die Taille schlingt sich eine goldene Schärpe. Königlich sind ihr Auftreten, ihre Haltung.

Das Mädchen lächelt die fremde Frau an, „Guten Morgen, Herrin.“

Die vornehme Frau lächelt zurück und sagt mit einer Stimme, die wie Musik klingt: „Ich wusste nicht, dass Sklavinnen so fröhlich sein können!“

„Es gibt vieles, über das ich mich freuen kann“, entgegnet das Kind. „Ich glaube nämlich, dass mich gleich die schönste Frau von Haran kaufen wird!“

Die Frau lächelt. „Und warum sollte ich das tun?“

„Weil ich gehorsam bin und gescheit und hübsch ... und sehr bescheiden!“

Jetzt lacht die Frau laut heraus. Als sie sich beruhigt hat, sagt sie:

„Nur ... ich kann mir gar nicht vorstellen, dass du eine Skla-

vin bist. Ich glaube kaum, dass du dich wie eine verhalten wirst.“

Das Mädchen weist in die Richtung ihres Herrn. „Er hat mir erlaubt, mich selbst zu verkaufen. Also darf ich jetzt mir dir einen Handel abschließen. Was würdest du für mich bezahlen?“

„Was denkst du denn, wie viel du wert bist?“, fragt die schöne Frau zurück. ihre Augen glitzern belustigt.

„Eben war ein Mann hier“, berichtet das Mädchen. „Mein Herr forderte sechzig Silberstücke von ihm. Ich bin nämlich mehr als sechzig Silberstücke wert. Meinem Herrn habe ich versprochen, dass ich einen guten Preis für mich aushandele.“

Die vornehme Frau schüttelt ungläubig den Kopf. „Ich kann das nicht glauben ... Noch niemals habe ich ...“ Zweifelnd wendet sie sich dem Besitzer zu. „Ist das wirklich wahr? Darf sie das wirklich allein tun?“

„Ja, meine Dame“, antwortet der Besitzer. Er ist klug genug, nichts weiter zu sagen.

„In diesem Fall ...“ Die Frau schaut noch einmal prüfend das Kind an. Nachdenklich reibt sie sich das Kinn. Dann sagt sie entschlossen: „Gut! Ich zahle sechzig Silberstücke für sie. Einverstanden?“

Der Besitzer wagt kaum zu atmen. Dann aber versichert er hastig: „Abgemacht! Abgemacht!“

Die Frau zählt die Münzen in einen kleinen Beutel. Bevor sie

ihn überreicht, sagt sie: „Aber sie braucht Kleidung! Sie hat doch sicher etwas angehabt, als du sie auf den Sklavenmarkt gebracht hast?!“

„Natürlich, natürlich!“ Eilig greift der Mann nach einem Bündel, das hinter ihm an einem Haken hängt. „Hier ... ein Kleid ...“

Er zieht ein abgetragenes wollenes Gewand hervor und wirft es dem Mädchen zu. Eilig schlüpft es hinein.

„Und jetzt“, sagt die schöne Frau und reicht dem Mann den Beutel mit den Münzen, „gehörst du mir! Wie findest du das?“ Das Mädchen lächelt glücklich. „Es ist wie ein Wunder! Wie soll ich dich nennen, meine Herrin?“

„Sarai. Ich bin die Frau von Abram, Terachs Sohn.“

„Terach?“ Das Mädchen reißt seine Augen auf. „Dem die riesigen Viehherden in Ur gehören?“

Die Frau nickt. „Und wie heißt du?“

Das Kind schaut seine Herrin an, schluckt hastig und sagt: „Hagar.“

„Hagar? Ist das nicht ein ägyptischer Name?“

„Ja, meine Herrin. Meine Eltern waren Ägypter.“

„Also, dann komm her, meine kleine Ägypterin Hagar.“ Sie ergreift Hagars Hand und hält sie fest. „Lass uns von hier weggehen, bevor uns noch jemand den Handel streitig machen will!“ Lachend laufen die beiden davon. Der Besitzer Hagars kann sein Glück noch immer nicht fassen und zählt ein ums andere Mal seinen soeben erworbenen Reichtum.

Er sieht den beiden nach. Wie Mutter und Tochter sehen sie aus, gar nicht wie Herrin und Sklavin. Er zuckt die Achseln und wendet sich wieder seinen Münzen zu.



Nur ein kurzes Stück sind Sarai und Hagar gegangen, als sie auf sieben Männer treffen. Sie haben bärtige Gesichter, tragen bis zum Boden reichende Gewänder, und jeder hat einen langen Stock bei sich. Irgendwie scheinen sie nicht auf den Sklavenmarkt zu passen. Sarai geht auf die Männer zu. Es sind Wächter, die Sarai mitgebracht hat, und die Stöcke, die wie Hirtenstäbe aussehen, sind Waffen.

„Mardi“, sagt Sarai zu einem nicht mehr ganz jungen Mann mit einem Spitzbart, wie ihn die Babylonier tragen: „Das hier ist Hagar.“

Der Mann starrt das Mädchen an. Sarai fügt hastig hinzu: „Sie ist noch unberührt. Und das wird auch so bleiben! Hast du verstanden?“

Der Mann schaut enttäuscht drein, nickt aber. „Ja, meine Herrin!“

Sarai, die noch immer Hagars Hand hält, geht voran, und die sieben Männer folgen. Sie bahnen sich ihren Weg durch den Sklavenmarkt mit all den verzweifelten Gefangenen, die

zur Schau gestellt werden, schutzlos den Augen der Käufer preisgegeben. Ganze Familien sind darunter, aber auch junge Männer, Mädchen, Jungen und sogar Säuglinge. Alle sind sie nackt, und alle sehen aus, als erwarteten sie nichts mehr vom Leben. Hagar seufzt vor Erleichterung laut auf. Was für ein Glückstag ist das heute für sie gewesen!

Seit vier Jahren wohnt sie in Haran. Die Stadt ist berühmt. Hier werden Waren aus der ganzen Welt gekauft und verkauft, und – nicht zu vergessen! – der Sklavenmarkt.

Sie kommen am Yarah-Tempel vorbei, wo die vielen Markt- und Verkaufsstände aufgebaut sind. Hagar schaut zu dem Tempel hinauf, dessen Silhouette sich scharf gegen den blauen Himmel abhebt. In Vollmondnächten ist sie oft dort oben gewesen und hat den Mondgott angebetet. Aber es tut ihr kein bisschen leid, das alles zu verlassen.

Plötzlich sagt Sarai: „Erzähl mir etwas von dir. Warst du schon immer eine Sklavin?“

Hagar schüttelt den Kopf. „Nur die letzten fünf Jahre. Vorher war meine Familie frei.“

„Wieso bist du dann Sklavin geworden?“

„Unsere Viehherden in Ägypten sind alle zugrunde gegangen. Schließlich musste mein Vater seine Freiheit verkaufen.“

„Haben sie dich von deiner Familie getrennt?“

„Ja. Zuerst wurde mein Vater verkauft, dann meine Mutter und das Baby. Zum Schluss ich.“

„Das muss sehr schwer für dich gewesen sein.“

„Ja, meine Herrin. Und so war es auch nicht abgemacht. Als Vater einwilligte, Sklave zu werden, damit wir die Schulden bezahlen können, hatte er darauf bestanden, dass unsere Familie nicht getrennt wird. Aber die Männer haben uns betrogen. Sie haben meinen Vater sofort an den Ersten verkauft, der ihn haben wollte.“

„Hat sich dein Vater das gefallen lassen?“

„Nein! Ich kann mich noch sehr gut an alles erinnern. Mein Vater hat sich gewehrt. Aber sie haben ihn bewusstlos geschlagen und dann fortgeschleppt. Überall war Blut. Es war schrecklich. Meine Mutter hat furchtbar geschrien ...“ Sarai seufzt. „Und dann haben sie deine Mutter weggeholt?“ „Ja, zusammen mit dem Baby. Sie brauchten eine Amme für ein kleines Kind.“

„Ich verstehe. Und dann haben sie einen guten Preis für sie bekommen ...“

Sie durchqueren jetzt das Wohnviertel mit den kugelförmigen Lehmhütten und den offenen Feuerstellen vor den Häusern. Dann laufen sie am Balikh-Fluss entlang. Noch ein paar mal kommen sie an kleineren Märkten vorbei.

Hagar ist das alles sehr vertraut. Sie achtet kaum auf die Waren, die da in buntem Durcheinander feilgeboten werden: Kleidungsstücke, Wein, Schmuck, Speere und Spieße und Unmengen an Gewürzen, deren Gerüche an ferne, geheimnisvolle Orte erinnern.

Sarai wartet, bis sie die laute Menschenmenge hinter sich gelassen haben. Dann fragt sie:

„Du bist also als Letzte von eurer Familie übrig geblieben. Was haben sie dann mit dir gemacht?“

„Ein Sklavenhändler hat mich gekauft. Er hat mich ein Jahr später von Ägypten nach Haran gebracht und wieder verkauft.“ „Ist das nicht schlimm für dich gewesen?“

„Ja, meine Herrin. Ich habe fast immer geweint.“

Sarai sagt zärtlich: „Aber heute bist du so fröhlich. Wie hast du es nur geschafft, diese furchtbare Zeit zu überstehen?“

„Ein anderes Mädchen, auch eine Sklavin, hat mir geholfen. Sie hat gesagt: ‚Du kannst vor Kummer sterben, oder du beißt dich durch und bleibst am Leben.‘ Ich musste mich entscheiden. Ich wollte am Leben bleiben.“

„Und das hast du dir überlegt, als du vier Jahre alt warst?“

Stauend blickt Sarai auf ihre kleine Sklavin herunter.

„Fünf“, berichtet Hagar. „Zwischen vier und fünf – da bin ich erwachsen geworden.“

„Das glaube ich dir!“, nickt Sarai. „Kein Wunder, dass du über deine Jahre hinaus reif bist. – Aber wie ist es mit deinem letzten Besitzer gewesen? War er gut zu dir?“

„Oh, ja! Sehr gut. Er ist ein Händler und wohnt in Haran. Er hat mich für seinen Sohn gekauft, der war ungefähr so alt wie ich. Ich sollte seine ... seine Freundin werden und mit ihm schlafen, wenn er das Alter hat.“

„Aber warum hat er dich dann ...“

„Ungefähr vor einem Monat ist der Junge sehr krank geworden und am Fieber gestorben. Mein Herr brauchte mich jetzt nicht mehr, und deswegen hat er mich verkauft.“

„Ich verstehe.“ Sarai schweigt.

Nur der leichte Druck ihrer Hand lässt Hagar ahnen, welche Gedanken ihre neue Herrin bewegen.

Nun sind sie schon eine geraume Zeit gewandert. Schließlich erreichen sie ein Dorf mit einer Gruppe schwarzer Zelte.

„Hier ist deine neue Heimat, Hagar!“, sagt Sarai. Mit einem Kopfnicken entlässt sie die Männer und geht auf das größte Zelt zu. „Wir müssen leise sein“, flüstert sie. „Terach schläft vielleicht noch.“

Hagar ist mit einem Mal sehr aufgeregt. Gleich wird sie ihre neue Familie kennenlernen – den alten Patriarchen Terach, einen der reichsten und angesehensten Männer in ganz Mesopotamien, und Abram, seinen Sohn, den Ehemann ihrer Herrin. Und wen sonst noch?

Gerade als sie in das Zelt hineingehen wollen, tritt ein junger Mann ins Freie. Er ist groß und schlank. Braunes lockiges Haar umrahmt sein bartloses Gesicht. Vier, fünf Jahre älter als sie selbst mag er sein, schätzt Hagar. Er schaut sie herausfordernd von oben bis unten an. Einen Moment lang hat Hagar das Gefühl, als stünde sie nackt auf dem Sklavenblock.

„Ah!“, ruft der junge Mann und kräuselt spöttisch seine Lippen. „Tante Sarais neue Sklavin! Wie reizend!“

„Das ist Lot, mein Neffe“, erklärt Sarai hastig. „Lot, das ist meine neue Dienerin.“

Täuscht sich Hagar oder hat Sarai wirklich das Wort „Dienerin“ ganz besonders betont? Immerhin – als Dienerin hatte man sehr viel mehr Rechte als eine Sklavin. Oder sollte das eine Warnung für Lot sein? Doch wovor sollte er gewarnt werden? Hagar sieht den jungen Mann aufmerksam an. Auf seinem hübschen Gesicht liegt ein herausforderndes Lächeln.

„Meine liebe Tante Sarai, du brauchst das wirklich nicht ausdrücklich zu betonen. Du weißt ja, ich würde niemals ...“

„Warum bist du nicht bei deiner Herde?“, unterbricht ihn Sarai.

„Ich wollte Großvater besuchen“, entgegnet Lot. „Vater Abram sagte, dass es ihm nicht gut geht.“

„Wo ist Abram?“

„Dort drüben.“

Lot weist mit dem Kopf zum Nachbarzelt. Er grinst Hagar an und sagt honigsüß: „Bis später, schöne Dienerin!“ Sehr spöttisch klingt das. Hagar beschließt, ihm nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen.

Kopfschüttelnd sieht ihm Sarai hinterher.

„Sein Vater ist gestorben, und jetzt lebt er bei uns“, seufzt sie. „Ich hoffe, Abram nimmt ihn nicht mit, wenn wir von hier wegziehen. Aber ihn einfach hierlassen – das geht wahrscheinlich auch nicht!“

„Wegziehen? Weshalb wollt ihr wegziehen?“, fragt Hagar erstaunt. Sie hat schon so viel Vertrauen in ihre neue Herrin gewonnen, dass sie es wagt, eine solche Frage zu stellen.

Sarai zuckt die Achseln. „Ich weiß es auch nicht. Abram sagt, sein Gott habe ihm befohlen, in ein neues Land aufzubrechen. Mir ist nicht klar, warum wir nicht genauso gut hierbleiben können. Das Land ist fruchtbar, und unsere Familie hat sich hier gut eingelebt.“

Sarai deutet auf die Zelte und die kegelförmigen, aus Ziegeln gebauten Häuser. Offenbar lebt nicht die gesamte Familie Terachs in Zelten. Aber warum haben sie sich feste Häuser gebaut, wenn sie nicht hierbleiben wollen? Vielleicht, weil nicht die ganze Familie wegziehen wird. Aber wer von ihnen würde wegziehen?

Sarai streift ihre Sandalen von den Füßen. Dann öffnet sie den Eingang zum Zelt und lässt Hagar eintreten.

Wie geräumig es hier drinnen ist! Und wie prunkvoll eingerichtet! Der Teppich unter Hagars nackten Füßen ist weich und flauschig. Kunstvoll verzierte Truhen, kleine Tische, Lampen und schön bespannte Schemel stehen da – harmonisch und hübsch angeordnet. Ein Duft von Weihrauch liegt in der Luft. Ein süßer Duft, aber zugleich riecht es ganz schwach nach Medizin.

In der Mitte des Zeltes liegt der alte Patriarch auf seinem Lager, gestützt von mehreren Kissen. Aus dem langen einfachen Gewand aus Leinen schauen seine knöchigen Füße

hervor. Sein kluges Gesicht – eingerahmt von der Fülle seines weißen Haares und des Bartes – hat erstaunlicherweise kaum Falten. Mit wachen Augen unter buschigen weißen Augenbrauen blickt er den Ankömmlingen entgegen.

„Vater Terach“, beginnt Sarai leise, „dies ist meine neue Dienerin. Sie heißt Hagar und ist Ägypterin.“

Der alte Mann nickt und bedeutet Hagar, näher zu kommen. Sie kniet neben seinem Lager nieder. Hagar weiß eine ganze Menge darüber, wie man mit alten Männern umgeht, die nicht mehr lange zu leben haben. In den letzten vier Jahren hat sie den alten Vater ihres früheren Herrn bis zu seinem Tode versorgt.

„Was kann ich für dich tun, Großvater Terach?“, fragt Hagar. Sie benutzt dabei denselben respektvollen Ausdruck, den auch Lot gebraucht hat – freilich ohne dessen spöttischen Unterton. Aber als Sklavin gehört sie zur Familie und darf den älteren Mann Großvater nennen.

Über das Gesicht des Patriarchen huscht ein Lächeln.

„Gib mir Wein!“, bittet er und zeigt auf ein kleines Tischchen, auf dem eine Karaffe sowie mehrere Becher stehen. Hagar gießt etwas Wein in einen Becher und reicht ihn dem alten Mann. Als er ihn leer getrunken hat, langt sie nach einem sauberen Tuch und tupft ihm damit vorsichtig den Mund ab.

„Danke, mein Kind“, murmelt Terach.

Hagar stellt den Becher auf den Tisch zurück und will sich

entfernen. Aber der alte Mann hält sie fest. Da lässt sie sich auf ihre Knie sinken und schaut erwartungsvoll zu ihm auf. Terach fragt – und obwohl er das Mädchen ansieht, sind seine Worte doch an Sarai gerichtet.

„Ist sie es, meine Tochter?“

„Ja, das ist sie, Vater“, antwortet Sarai.

Der alte Mann schaut Hagar aufmerksam ins Gesicht. Langsam, sehr nachdrücklich sagt er: „Sie ist noch sehr jung!“

„Die nächsten fünf Jahre werde ich sie auch nicht brauchen“, beeilt sich Sarai zu sagen.

„Und du meinst, du kannst sie so lange beschützen?“

„Ja, Vater! Darauf kannst du dich verlassen!“

Hagar ist es sehr unbehaglich zumute. Was nur meinen die beiden? Dass sie gemeint ist, das ist klar. Aber ist sie denn ein Schaf oder eine Ziege, dass man so über sie reden kann? Der alte Mann lacht leise. „Du weißt nicht, was das alles hier bedeuten soll, nicht wahr, Kind? Aber du wirst es noch früh genug erfahren. Du kommst aus Ägypten? Kannst du diese Sprache sprechen?“

„Ja, Großvater.“

„Gut. Mein Sohn wird vielleicht jemanden brauchen, der diese Sprache spricht, wenn er nach Westen ziehen sollte. Obwohl – es wäre dumm von ihm, von hier fortzuziehen.“ Der alte Mann wirkt ärgerlich.

„Er glaubt, er hat einen neuen Gott gefunden. Dabei weiß ich wirklich nicht, was er gegen unseren Hausgott, den

Teraphim, hat?! Seit unzähligen Generationen beten wir ihn an und nehmen ihn mit, wohin wir auch ziehen. Bis jetzt hat er uns immer gut gedient.“

Noch immer hält Terach Hagar's Hand. Sein Griff wird fester, und er blickt in ihre Augen.

„Welchen Gott betest du an, mein Kind?“

Hagar schweigt. Sie will den alten Patriarchen nicht verletzen, aber bisher hat sie auch noch nie die Unwahrheit gesagt. Schließlich fasst sie sich ein Herz und sagt:

„Ich habe gar keinen Gott, Großvater. Mein früherer Herr wollte, dass ich Yarah anbetete, aber ich konnte es nicht.“

„Könntest du einen Gott anbeten, den du nicht sehen kannst?“, fragt Terach.

Was für eine merkwürdige Frage! Aber ihre Ehrlichkeit zwingt sie zu antworten:

„Ich glaube, ich kann einen unsichtbaren Gott genauso anbeten wie einen, den ich sehen kann.“

Der alte Mann starrt sie einen Moment schweigend an. Dann nickt er.

„Ich kann mir vorstellen, dass du nur das glaubst, was du willst – und nicht einfach etwas, was deine Herren dir vorschreiben.“ Er lächelt. „Aber jetzt haben wir genug über Götter geredet ...“

Terach sieht zu Sarai hinüber, die während der ganzen Zeit stehen geblieben ist. „Pass gut auf dieses Kind auf, meine Tochter“, sagt er. „Sie ist klug, schön. Jeder wird sie gernha-

ben. Und – sie ist hervorragend geeignet für deinen Zweck.“ Da ist es schon wieder – der Hinweis auf das, was Hagar für Sarai tun soll ... Hoffentlich wird ihre Herrin bald mit ihr darüber sprechen!

Terach lässt ihre Hand los – das Gespräch ist zu Ende. Hagar steht auf, beugt sich vor dem alten Mann tief zur Erde und spricht die Abschiedsworte. Dann verlässt sie mit Sarai das Zelt.

„Jetzt musst du Abram kennenlernen!“, sagt Sarai.



Doch Abram ist nicht in seinem Zelt. Vollgestopft ist es – mit allen möglichen Sachen. Da hängen Satteltaschen, es gibt ein paar zierliche Schemel und Tische, eine Menge Teppichrollen und Wandteppiche. Aber irgendwie wirkt das Durcheinander geordnet, so als könnten die Bewohner von einem Moment zum anderen ohne große Mühe zu einem anderen Ort aufbrechen.

„Wenn es Terach wieder besser geht“, sagt Sarai, als sie merkt, wie Hagar die gut verpackten Haushaltsgegenstände betrachtet, „werden wir nach Westen ziehen.“

„Weil Abrams neuer Gott es ihm befohlen hat?“

Sarai zuckt mit den Schultern. „Ich verstehe es nicht ... Aber